

Eine Bibliothek zum Jubiläum

Zum 100. Geburtstag W. I. Lenins

700 Bücher über Lenin — fast eine ganze Bibliothek — sollen in unserem Land herausgegeben werden. Diese Zahl nannte unlängst das Pressekomitee beim Ministerium der UdSSR. Zahlreiche Autoren widerspielen in ihren Arbeiten die Tätigkeit W. I. Lenins auf verschiedenen historischen Etappen, dringen tiefer in die Welt des großen Menschen unserer Epoche ein.

Es ist einfach unmöglich, ausführlich von allen Büchern, die in den bevorstehenden zwei Jahren zur Herausgabe vorgesehen sind, zu berichten. Es ist zweckentsprechender, sich mit einigen Büchern vertraut zu machen, die zum Druck in den Verlagen für politische Literatur, „Sowjetskaja Rossija“, „Mysl“ und im Leningrader Verlag vorgesehen sind.

Der Verlag für politische Literatur gab schon die Vorbestellung für die Erinnerungen an W. I. Lenin in 5 Bänden bekannt. Bisher stand den Lesern vorwiegend nur die Ausgabe in 3 Bänden von 1956—1961 zur Verfügung. In der vorgemerkten neuen Ausgabe der Erinnerungen sind für den breiten Leser bis jetzt unbekanntes Material eingeschlossen, die in Museen und in Zeitschriften der zwanziger und dreißiger Jahre vorgefunden wurden. Außer den bekannten Erinnerungen, die schon früher in den 5 erwähnten Bänden veröffentlicht waren, nehmen die Redakteure der Jubiläumsausgabe neue, vorwiegend Memoiren alter Bolschewiki, die Lenin persönlich kannten oder sich mit ihm trafen, auf. Die Ausgabe in 5 Bänden wird die Beste der bis jetzt bekannten Ausgaben ähnlicher Art sein. Ihr schließt sich die kinematographisch illustrierte Sammlung „W. I. Lenin“ von M. Gorki an, die nicht nur die weltbekannte Skizze, sondern auch Notizen des Schriftstellers über Lenin, Zeitungsausschnitte über ihn, Briefauszüge umfaßt. Die Geschichtswissenschaftler G. D. Obiltschkin und M. J. Pankratowa besitzten einen eigenartigen Wegweiser zu den gesammelten Werken W. I. Lenins mit der Bezeichnung „Wladimir I. jitschs Briefe“ zum Druck vor.

Das Kollektiv der Mitarbeiter des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU sammelte zum ersten Mal den vollständigen Briefwechsel der Familie Uljanow, der es ermöglicht, die Gestalt Lenins vollständiger zu zeigen, den Einfluß der Verwandten, vor allem der Mutter Maria Alexandrowna, auf die Formierung des Charakters des zukünftigen Führers der Revolution zu bestimmen.

Das Institut für Marxismus-Leninismus bereitete zur Herausgabe einige Sammlungen von Artikeln W. I. Lenins zu verschiedenen Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens vor. Interessant ist die Monographie „Lenin und die Prinzipien der Leitung der Volkswirtschaft“ von P. P. Dranja, das Buch „Der Leninismus über die Rolle des subjektiven Faktors in der Entwicklung der Gesellschaft“ von B. A. Tschagin. Letztergenannte Schrift wird vom Verlag „Mysl“ veröffentlicht. Hier sollen auch die Erinnerungen an W. I. Lenin von J. D. Stassowa, das Buch „Am Geburtstag der sowjetischen Geschichte-

wissenschaft“ von L. W. Iwanowa, das den Fragen der Heranbildung sowjetischer Historiker-Marxisten in den Jahren 1917—1929 gewidmet ist, die historisch-chronologische Abhandlung „Die Tätigkeit des ZK der SDAPR(B) im Jahre 1917“ von W. W. Anikejew, worin zum ersten Mal in der wissenschaftlichen Literatur die riesenhafte politische und organisatorische Tätigkeit W. I. Lenins in der Vorbereitung der Oktoberrevolution klargestellt wird, herausgegeben werden. Ein Autorenkollektiv unter Leitung von L. A. Stepow und G. A. Debiorin füllte die Lücken in der Schilderung der Tätigkeit W. I. Lenins in der internationalen Arena aus, indem es das Buch „Lenin und die internationale Arbeiterbewegung“ zum Druck vorbereitete. In nächster Zeit erscheint im Verlag „Mysl“ die Monographie „Lenin und die russische Organisation der „Iskra“ (1901—1903)“ von W. N. Stepanow, worin die noch wenig erörterten Fragen der Parteiarbeit und der Technik der Propaganda in den Jahren der Vorbereitung der ersten russischen Revolution behandelt werden. Eine der leuchtendsten bisher speziell nirgends erforschten Seiten der Geschichte der Partei finden wir im Buch „Der Kampf W. I. Lenins gegen die parteifeindliche Gruppe „Demokratischer Zentralismus“ von W. W. Romanow vor. Der Dozent der Leningrader Universität A. W. Chalkewitsch unterbreitet dem Verlag ein Manuskript „W. I. Lenin — Inspirator des Sowjetvolkes im Kampf gegen die Weißgardisten und die ausländischen Interventionen in den Jahren 1918—1920“.

Die Leningrader Wissenschaftler A. F. Kalinin und S. S. Mandel schrieben ein Buch „W. I. Lenin in der Petersburger Universität“ — es wird bald vom Leningrader Verlag herausgegeben. Und das Buch „Das Pseudonym W. I. Lenins“ von I. N. Wolper wird hier bald seine zweite Ausgabe erleben. Das Interesse für dasselbe bei seiner ersten Ausgabe war groß — kennt doch die Mehrheit der Menschen des Erdteils Wladimir Iljitsch Uljanow als Lenin. Doch in seinem revolutionären Kampf, der mit Risiken und tagelangen Schwierigkeiten verbunden war, war der Führer der Bolschewiki oft gezwungen, konservative Handgriffe zu gebrauchen, er hatte Pseudonyme und literarische Pseudonyme. Das erste Pseudonym Wladimir Iljitschs — wenn man streng an die Chronologie halten will — war der Spitzname Kubytschkin, ausgedacht von Wolodja Uljanow im Alter von 10 Jahren. Kubytschkin verfaßte Skizzen für das Familienjournal, dessen Redakteur der älteste Bruder Alexander war. Doch sein erstes echtes Pseudonym war der Name Tulin. Unter diesem Pseudonym erschien eine seiner ersten wissenschaftlichen Schriften „Der ökonomische Inhalt der Volkstümlichkeit und die Kritik an dem Buch des Herrn Struve“, veröffentlicht 1895. „Petersburger“, „Nikolai Petrowitsch“, „Fjodor Petrowitsch“, „Stark“, „Iljin“ — das sind weit nicht alle Decknamen und Pseudonyme, die dem Tag vorausgingen, an dem Wladimir Iljitsch im Januar 1901 in

seinem Brief an G. W. Plechanow erstmalig seinen neuen Namen Lenin gebrauchte.

Und wo er nach diesem Tag auch war — in London oder Paris, in Berlin oder Genf, — überall folgte ihm dieser Name. Die Bolschewiki kannten ihren Führer unter dem Namen Lenin, obwohl er für Amtspersonen als „Herr Mayer“, „Petrow“, „Wilhelm Frey“, „Jakob Richter“ galt. Interessant ist, daß Lenin im Kreise seiner Genossen scherzhaft Beinamen wie „Djadja“, „Signor Drin-Drin“, „Leniwayn“ und sogar „Tjapkin-Ljapkin“ hatte. Das Buch von I. N. Wolper wird jeder, der sich für das Leben W. I. Lenins interessiert, mit Begierde lesen. Die Aufmerksamkeit der Leser wird auch ein anderes Buch, veröffentlicht 1963 in Moskau, auf sich lenken. Es sind die Erinnerungen über das Schicksal einiger Manuskripte W. I. Lenins gemeint, geschrieben von R. T. Perawetow und benannt „Das Suchen eines unsichtbaren Erbes“. Dieses Buch wird bald in seiner zweiten, erweiterten Auflage erscheinen.

Außer den genannten Büchern erscheint im Verlag Leningrad ein Wegweiser durch die Leningrader „Die Stadt Lenins“. „Erinnerungen Petersburger Arbeiter“, „Lenin — der Führer des Oktober“ und noch etwa zehn verschiedener Ausgaben. Zehn Bücher veröffentlicht zu den Leningrader Verlagen „Sowjetskaja Rossija“. Das Buch „Die Propagandisten der Leninschen Ideen“ berichtet über die Erfahrungen der Propagandisten des Gebiets Uljanowsk sowie der ländlichen Kulturhäuser. In nächster Zeit erscheint die Dokumentar-Zeitung „Begegnung auf Capri“ von S. A. Gusewa über die erste Fahrt W. I. Lenins zu A. M. Gorki auf die Insel Capri im April 1903. Es war dies nicht nur eine Zusammenkunft mit Gorki in der schweren Zeit des philosophischen Suchens, sondern auch die erste Bekanntschaft Lenins mit Italien, mit der Schönheit seiner Landschaft, mit dem arbeitsliebenden und stolzen Volk Italiens. In der zweiten Erzählung von S. A. Gusewa „Der Juli in den Bergen“, aufgenommen in den Sammelband „Begegnung auf Capri“ wurde erstmalig das Thema des persönlichen Verhaltens Lenins zu den Frauen erörtert. Als Subjekt dient das Verweilen von W. I. Lenin und N. K. Krupskaja in den Bergen der Schweiz im Juli 1904. Das Buch ist mit seltenen Fotos illustriert.

Und noch eine Neuheit wird vom Verlag „Sowjetskaja Rossija“ für den Leser druckfertig gemacht. Die Journalisten J. Gribow, A. Labesnikow, O. Oparin schildern Tag für Tag die Marschroute W. I. Lenins, angefangen vom 3. April 1917, dem Tag seiner Rückkehr nach Rußland, bis zum 25. Oktober, als Wladimir Iljitsch aus der letzten Illegalität im Smolny eintraf. Die Autoren berichten in zeitlicher Reihenfolge darüber, wie Lenin vor dem Großen Oktober lebte und wirkte. Die Erzählungen führen oft gerade diejenigen, die in diesen Tagen neben Lenin waren, ihn in den gefährlichen Tagen verdeckt hielten.

Die bibliographische Reise könnte man mit dem Sammelband „Über Lenin in 100 Sprachen“, die literarischen Werke von Schriftstellern verschiedener Nationalitäten umfassen, abschließen. Die ersten Jubiläumsbücher sind schon in den Buchläden eingetroffen. Ein großer Teil der Bücher dieser eigenartigen Lenin-Bibliothek wird im laufenden Jahr auf die Ladentische kommen. Und 1969 wie auch zu Beginn des Jahres 1970 wird die Bibliothek mit neuen Büchern ergänzt, über die eine ausführliche Schilderung noch bevorsteht.

N. SAIZEW

Für fachkundige Lehrerfortbildung

SORGENKIND — MUTTERSPRACHLICHER DEUTSCHUNTERRICHT

Zehn Jahre sind verstrichen, seit der muttersprachliche Deutschunterricht eingeführt wurde. Wer die deutschen Zeitungen liest, weiß, daß es gute und schlechte Beispiele gibt und daß uns der heutige Stand des Unterrichts keinesfalls befriedigen kann. Es muß gesagt werden, woran es liegt, daß die Mängel immer noch Platz haben. Die Lehrerin der deutschen Abteilung der Pädagogischen Hochschule in Saran E. Wiener schreibt in einem Beitrag: „Es gibt bis auf den heutigen Tag keine staatliche Verantwortung für den Unterricht im Fach muttersprachlicher Deutschunterricht, keinerlei Mithilfe, Leitung und Kontrolle von Seiten der Volksbildungsorgane.“ Die Genossin muß recht billige Erfahrungen gemacht haben, um so zu sprechen. Natürlich steht es nicht allerorts so. Aber wer wird schon ohne Ursache Klagegelder singen. Gruppen wurden vielerorts organisiert. Aber die Schaffung der Gruppen ist bloß der Anfang. In manchen Schulen hat man es nicht richtig angefaßt, hat den muttersprachlichen Deutschunterricht einige Jahre an den Haaren dahingeschleppt und ließ ihn dann eingehen. Ein Beispiel: die Schule in Bolschaja Tschurakowka, Gebiet Kustanai. Schuldirektor A. T. Solomachin. Dort unterrichten die Lehrerinnen Lydia Luft und Elvira Weiland mehrere Jahre. In diesem Jahr wurde der Unterricht eingestellt. Es stellte sich heraus, daß der Schuldirektor und eine Lehrerin noch kein Programm gesehen hatten. Wie kann der Schuldirektor einen Lehrprozeß überwaschen, wenn er das Programm nicht kennt? W. Mangold schreibt aus Koktschetaw, daß er und noch ein Hochschullehrer ein Dutzend Schulen des Gebiets besuchten, in denen muttersprachlicher Deutschunterricht ge-

führt wird. Und was fanden sie dort? Auf Schritt und Tritt wird die Methodik des Fremdsprachenunterrichts angewandt und in manchen Schulen werden die Lehrbücher für den Fremdsprachenunterricht im muttersprachlichen Unterricht verwendet. Für den Lehrer ist noch lange nicht alles klar in der Methodik des muttersprachlichen Unterrichts. Nicht umsonst zerbrechen sich die Hochschullehrer Alexander Pister, der im Fernsektor des Alma-Ataer Fremdspracheninstituts Methodik des muttersprachlichen Deutschunterrichts liest und die erfahrene Deutschlehrerin Ella Groß (Schule Nr. 78, Alma-Ata) den Kopf darüber, wie der Unterricht am besten zu gestalten ist bei 2 Wochenstunden laut Programm, wenn mit Lehrbüchern gearbeitet wird, bei der Verfassung von man von drei Wochenstunden ausging.

Alle Genossen, die sich mit dem muttersprachlichen Deutschunterricht in einzelnen Schulen bekannt gemacht haben, sind sich darin einig, daß die große Mehrzahl der Lehrer, die zur Zeit dieses Fachunterrichts, vor allem methodische Hilfe brauchen.

Zu Beginn des Jahres hat das Ministerium für Bildungswesen die Direktoren aller Lehrerfortbildungsinstitute daran erinnert, daß die Institute sich planmäßig mit der Fortbildung der Lehrer des Fachs muttersprachlicher Deutschunterricht zu beschäftigen haben.

Wie verschieden sich die einzelnen Gebietsabteilungen für Volksbildung zum Fach muttersprachlicher Deutschunterricht verhalten, ist klar daran zu sehen, wie man sich im Gebiet zur Frage der Lehrerfortbildung verhält.

Das Karagandaer Lehrerfortbildungsinstitut hat für die Stadtlehrer ein ständig wirkendes Fortbildungsseminar organisiert, das regelmäßig einmal wöchentlich seine Beschäftigten abhält. Außerdem wird vom 23. bis 31. März ein kurzfristiges Seminar durchgeführt, an dem alle Lehrer des Gebiets im Fach Muttersprache teilnehmen und Dozent J. Wall, der bekannte Spezialist im Fach muttersprachlicher Deutschunterricht und Lehrbuchautor, Gastvorlesungen halten wird. Ein ähnliches Seminar führt das Alma-Ataer Gebietsinstitut für Lehrerfortbildung in den Frühlingsferien in Kaskelen durch. Im Sommer ist für die Lehrer des Gebiets Alma-Ata ein monatlicher Lehrgang eingeplant. Im Gebiet Dahambul ist ein 8tägiges Seminar für alle Lehrer geplant, das in den Sommermonaten durchgeführt werden wird. Das Pawlodar Institut bereitet einen monatlichen Lehrgang für 30 Lehrer vor, im Koktschetaw ist geplant, im Sommer für alle Lehrer des Fachs einen dreiwöchigen Lehrgang zu veranstalten. In Semipalatinsk werden sich alle Lehrer der Muttersprache in einem zehntägigen Lehrgang fachlich qualifizieren. Hier ist schon der Lehrplan aufgestellt und für die entsprechenden Lehrkräfte gesorgt. In einigen Gebieten wird aber in dieser Hinsicht nichts geplant und nichts getan.

Der stellvertretende Leiter der Ostkasachstaner Gebietsabteilung für Volksbildung Genossin W. Kalgajewa und der Direktor des Instituts für Lehrerfortbildung Genosse T. Samoilow erklärten, daß es bei ihnen im Gebiet keinen muttersprachlichen Deutschunterricht gibt, also gottlob auch keine Lehrerfortbildung. Sie sollten doch mal die

Ust-Kamenogorsker Stadtschule Nr. 23 besuchen, wo die Lehrerin Maria Rudi schon viele Jahre unterrichtet. Unlängst stand in der „Freundschaft“, daß die Lehrerinnen Hoppe und Schwarz in der Schule des Dorfes Gerassimowka, Rayon Tawritscheski, Erfolge im muttersprachlichen Deutschunterricht haben. Sollte es nicht noch Schulen im Gebiet Ostkasachstan geben, wo der muttersprachliche Deutschunterricht geführt wird?

Nach zweimonatigem Schwelgen und erst nach nochmaligem Telefonat beim Direktor des Zelinograd Institut Genossen Toporkow kam endlich auch von hier eine Antwort. Hier hat man sich vorgenommen: nur keine Halbheiten! Wenn schon Lehrerfortbildung für den muttersprachlichen Deutschunterricht, dann auf weite Sicht. Ich möchte den Lesern das Schreiben nicht vorenthalten. Hier ist es wörtlich:

„Das Institut teilt mit, daß für alle Lehrer des muttersprachlichen Deutschunterrichts ein achtstägiges Seminar in den Jahren 1968—1971 eingeplant ist.“

Leiter des Kabinetts für Fremdsprachen E. Afanasjew: „Haben die Menschen nicht Berge versetzt in den Monaten?“

Und noch eine Frage: ist diese Bunttheit der Schulungsvorhaben berechtigt und sind auch in jedem Lehrerfortbildungsinstitut die nötigen Fachkräfte vorhanden, um die geplanten Seminare und Lehrgänge gut durchzuführen? Ja, und was wird in den Gebieten, die nichts planen?

Da hat doch wohl das Bildungsministerium der Kasachischen SSR jetzt ein Wort zu sagen.

A. HASSELBACH

Maria Alfredowna Dobrowein, die Witwe des berühmten russischen Pianisten Issat Alexandrowitsch Dobrowein, ist aus Oslo nach Moskau gekommen. Der bekannte Pianist spielte Beethovens „Appassionate“ für W. I. Lenin in A. M. Gorkis Wohnung im Oktober 1920. Er lebte viele Jahre im Ausland, war ein aktiver Propagandist der russischen musikalischen Klassik.

I. A. Dobroweins Witwe, die ständig in Oslo lebt, hat sein ganzes Archiv nach Moskau gebracht. Es besteht aus Dobroweins geschäftlichem Briefwechsel, Rezensionen und Artikeln über sein Schaffen, Programmen und Anschlagzetteln der Aufführungen und Konzerte und Fotos der Aufführungen. Das ganze wertvolle Archiv hat M. A. Dobrowein dem Zentralen Staatsmuseum für musikalische Kultur namens Glinka geschenkt.

UNSER BILD: Der Direktor des Museums J. N. Alexejewa (links) unterhält sich mit M. A. Dobrowein.

Foto: A. Less (TASS)



Mit vollen Händen

Den Deutschlehrer Jakob Rüb kennt im Engels-Sowchos, Gebiet Karaganda, groß und klein. Und das hat seinen Grund, denn wo es gilt, ist er immer mit dabei. Die Musik wird bei den Dorfbewohnern großgeschrieben und die Musikanten erbt und achtet man, genauso wie berühmte Mechaniker und namhafte Viehzüchter. Das wurde hier schon zu einer festen Tradition. Auch Jakob Rüb ist in diesem Geiste erzogen. Seine Liebe zur Musik findet nicht nur zu Hause, in der Familie einen fruchtbaren Boden, Jakob Rüb hat auch sei-

ne Schüler für die Musik gewonnen. Freieigig und mittelam von Natur, sucht er auch seinen Schülern schon früh Kunstsinne anzuerkennen. In der Schule gibt es ein Schülerorchester, organisiert und betreut von Jakob Rüb. Feinfühlig geht Jakob Rüb jeder Angelegenheit auf den Grund. Vor nicht allzulanger Zeit kam die Lehrerin A. Augereit ins Lehrerzimmer. „Diesen unverbesserlichen Bengel muß man aus der Schule entfernen, es ist einfach unmöglich, so kann es nicht weiter gehen“ usw.

Wer weiß, wie sich das weitere Schicksal dieses Jungen gestaltet hätte, wenn sich Lehrer Rüb nicht mit pädagogischer Einsicht der Sache angenommen hätte. Ein langes Gespräch mit den Eltern dieses nachlässigen Jungen zeigte, wo Feilgriffe der Schule und wo sie in der Familie zugelassen wurden. Auf Anweisung des Direktors hat man den Jungen in eine andere Klasse überführt, und er hat das Schuljahr mit befriedigenden Leistungen abgeschlossen.

Lange wollte es mit der Einführung des muttersprachlichen Deutschunterrichts nicht klappen — diese und jene Einwände wurden vorgebracht. Da aber Jakob Rüb sah, daß es nicht nur eine notwen-

dige Sache, sondern auch der Wunsch der Schüler und Eltern ist, fand man Mittel und Wege, um den Deutschunterricht in der Schule einzuführen. Heute erlernen etwa 200 Schüler deutscher Nationalität ihre Muttersprache.

Es war kein leichter Weg — vom Elektromotor bis zum Direktor einer Mittelschule. Jakob Rüb ist immer mit sich selbst unzufrieden: heute genügt ihm das, was er gestern geleistet hat, schon nicht mehr. Immer denkt er, daß er für seine Mitmenschen noch etwas mehr tun könnte — es ist dies ein bemerkenswerter Charakterzug des Kommunisten Jakob Rüb.

R. FRIEDENBERG

Marietta SCHAGINJAN

Die Familie Uljanow

(Roman-Chronik)

Deutsch von L. und J. Warkenlin

„Ilja Nikolajewitsch, mir gefällt ihre Nervosität nicht. Wem mag sie wohl nachgeartet sein?“
„Worin sieht sie denn ihre Nervosität?“
„Soviel er auch schaute, sah er ein Kind wie Tausende und Millionen anderer.“

Sie aber, die Mutter, wußte schon Bescheid, es wuchs ihre Erfahrung, gesondert und apart von seinem, des Vaters, Wissen.
Sie gewahrte an Klein-Anna Züge, die sich so schien es ihr, von der Ungemütlichkeit und den Mißlichkeiten ihres ersten Jahres in Nischni Nowgorod herleiten. Sobald sie während des Stillens mit der Köchin oder ihrem Mann zu sprechen begann, und sei es nur im Flüsterton, warf die Kleine ruckartig das Köpfchen zurück und weinte. Da hieß es dann, sie auf den Arm zu nehmen, lange hin und her zu tragen und ihr schließlich geschick die Brustwarze in das Mündchen zu stecken, damit sie die Kränkung vergaß und wieder zu schmatzen begann. Und die Mutter begann auf ihre Weise gegen diese Nervosität anzukämpfen. Wie oft zog es sie, ihr Kleines zu herzen, wenn es aufgeweckt vor ihr lag, damals, als es den Kopf noch nicht heben konnte, die unstillen Augen verdrehte, daß die Pupillen unter den Augenlidern verschwanden, und vor unangenehm Genuß am Erdendessen mit den winzigen Lippen Spielchelbläschen sprudelte. Jedoch zur Versünderung der Nachbarinnen handelte Maria Alexandrowna, als wäre es ihr zehntes Kind: sie dümmte ihre Zärtlichkeit, und auch das Weinen machte sie nicht kopflös. Das launische Ding mochte noch so

(16. Fortsetzung. Anhang Nr. 44—59)

viel schreiben, sie bereitete besonnen alles vor, was zum Einwickeln nötig war.
So verging unter täglicher Mühewaltung der zweite Winter in Nischni Nowgorod, so verstrich auch der Sommer, und von neuem begann der Unterricht im Gymnasium, bei Schneetreiben und Wirbelwind von jenseits der Wolga, bei klirrendem Frost und trockener Luft, die tanzende Flocken durchs Klappfenster trieb.

ZWÖLFTES KAPITEL

Karakosows Attentat

Am ersten Weihnachtstag wurde bei den Uljanows ein Weihnachtsbaum angezündet. Ilja Nikolajewitsch hatte in der Kindheit nie einen Tannenbaum gesehen, und in Astrachan hätte man ja auch nirgends einen aufreiben können. Maria Alexandrowna war lange vor dem Festtag im Laden gewesen, hatte Kleister, Watte, buntes Zigarettenpapier, Gold- und Silberpapier, eine Büchse Goldbrocken, Draht und Karton gekauft. Der große Tisch im Kinderzimmer wurde abgedeckt, Papier knisterte unter der kleinen Schere, es roch nach Kleister, auf der Diele ringelten sich hübsche bunte Papierschnipsel.
Maria Alexandrowna vergoldete Walnüsse und steckte in das Stengelholz mittels der Scheren Spitze eine Schlaufe aus Golddraht; sie klebte lange Ketten aus schmalen Streifen Gold- und Silberpapier, fertigte aus Karton kleine Täschchen und Köfchen, umklebte sie mit Buntpapier und schmückte sie mit Abzugsbildern. Sie wickelte grüne Schnipsel um Stücke Draht, brachte an einem Ende bunte Blütenblätter an, und im Handumdrehen entstand unter ihren Fingern eine Mohoblume, eine Vergißmeinnicht oder ein Gänselblümchen. Doch die Krone dieser vertraulichen Zauberart war ein weißer Weihnachtsmann aus Watte, mit einer spitzen vergoldeten Mütze, einem Stock in der Hand und einem Sack auf dem Rücken.
Von dem Kleister und der Schere wurden Maria Alexandrownas Finger trocken; sie mußte husten, denn die Luft war voller Walfäden. Sogar ihre Haartracht geriet bisweilen in Unordnung, sogar Mittagessen und Abendbrot wurden aufgeschoben, — und eines Morgens wurde über der in der Wiege schlummernden Anja in der Zimmerecke der schwere, opfere Baum aufgestellt. Die Tanne war frisch, dicht und stark, sie stand fest auf ihrem Holzkreuz. Sie strahlte den wunderbaren Duft festlicher Erwartung, den Geist ewiger Kindheit aus. Als dann das Licht angezündet wurde, zitterte der Schatten des Baumchens an der Wand, und das ganze Zimmer wurde durchsichtig.

Nachdem sie die Tanne geschmückt hatte, ging Maria Alexandrowna ins EBzimmer und setzte sich an den offenen Flügel. Lange, bis weit in die Nacht hinein, spielte sie ihre Lieblingslieder und sang halblaut dazu. An diesem Tag zog es sie nicht zu den Nachbarn, obwohl die Uljanows geladen waren und die grünen Spieltische bereit standen.
Das Leben des Landes drang zu ihnen wie gedämpfte Meerbrandung. Die Geschichte schien auf glattem Wege zu rollen und alles fest und dauerhaft zu sein. Im Frühjahr, als Anja schon auf ihrem hohen Kinderstuhl sitzen konnte und mit Brei aus gestoßenem Hafermehl gefüttert wurde, schickte sich Nischni Nowgorod gleich allen anderen russischen Gouvernementsstädten an, eine Gedenkfeier zu begehen. Es war dies die hundertste Wiederkehr des Todestags des großen Autodiktors Michailo Lomonossow. Die Zeitschriften schlugen vor, anlässlich der Feier einen Lomonossow-Preis zu gründen. Die Literaturlehrer arbeiteten an festlichen Ansprachen, das Gymnasium druckte Einladungen zu einer musikalisch-literarischen Matinee. Doch am Vorabend des Gedenktags wurde die Feier vereitelt.

Zu Schaposhnikow kam sein Sohn und Erbe angereist, der Student Gawrja, der zukünftige Gawrill Gawrilowitsch der Zweite; als Pechvogel kam er und brachte seiner Familie, ihrem Ruf in der Stadt solche Schmach und Schande, daß dem Vater, einem Staatsrat, der Sinn weder nach Lomonossow stand noch nach dem Jubiläumskandal, wiewohl er doch Literaturlehrer war, man hatte Gawrja von der Universität relegiert, und er stand nun unter geheimer Polizeiaufsicht.
In den ersten Tagen war die Wohnung der Schaposhnikows für alle fest verschlossen. Selbst die Köchin der Schaposhnikows schweig schweig aus und ging den anderen Köchinnen aus dem Wege. Es waren im Korridor auch keine Schreie zu hören, obwohl Pater Warsenoff, der Religionslehrer, sich dahin äußerte, daß es sich eigentlich gehören würde, wenn der Vater den Sprößling im ersten Zornesrausch durchwalte. Darauf öffnete sich die Tür wieder, aber die Wohnung war schon leer; man hatte Gawrja zur Tante aus Land geschickt. Und jetzt brach Gawrill Gawrilowitsch das Schweigen, und es stellte sich heraus, daß er aus den Streitgesprächen mit seinem Sohn eine Menge wertvoller Mitteilungen über die brennendsten Themen geschöpft hatte, auch über das Jubiläum.
Pissarew war es gewesen, der den Jubiläumskandal heraufbeschworen hatte, und zwar in der Zeitschrift „Russkoje slowo“. Nachdem Tschernyschewski verhaftet und der Petersburger „Sowremennik“ für sechs Monate verboten worden war, kümmerte diese Monatschrift elendig dahin. Ihre Hefte strahlten noch einmal mit dem Roman „Was tun“ auf, den Tschernyschewski im Kerker geschrieben hatte und der, aus Versehen

der Zensur, unerwarteterweise glücklich durchgerutscht war, das war dann aber auch die letzte Glanzleistung. Der „Sowremennik“ schwenkte rechts ab in die stille Bucht der Essays von Antonowitsch. Ihn lösten in Moskau die neuerdings berühmten dünnen Heftchen des „Russkoje slowo“ ab, in denen Pissarew schonungslos über Antonowitsch herfiel, und sogar Tschernyschewski anführte, dessen Namen in der Presse überhaupt nicht erwähnt werden durfte. Und kurz vor dem Jubiläum hatte Pissarew einen Beitrag über Lomonossow drucken lassen, worin er die Volksevidenz und Eigenständigkeit dieser regenhaltigen Persönlichkeit verherrlichte und sie Puschkin gegenüberstellte, mit dem er seine berühmte Abrechnung hielt. Durch und darum, so beantwortete Pissarew seine eigene Frage, daß er einer armen Bauernfamilie entstammte, daß er, kaum lesekundig und in Bastschuhen, auf dem Postweg zu Fuß nach Moskau gekommen sei, daß er die Wissenschaft im Sturm erobert und die alligen Muttersöhnchen an die Wand gespielt habe, daß er seine Unabhängigkeit gewahrt und in niemandes Vorzimmer je auch nur eine devote Verbeugung vollführt habe, Puschkin hingegen sei der Verfräher der von Kriechertum korruptierten, volksfremden, nicht mehr eigenständigen, nichtigen und ausgehöhlten adeligen Klasse, und seine Charakterfehler, nämlich sein Leichtsin, seine Oberflächlichkeit, all das seien verhängnisvolle Züge seines Milieus gewesen. — das war es, was man aus Pissarews Essay herauslesen konnte. Das war klassenbedingte Kritik und zugleich Kritik an einer Klasse. Die Zeitschrift „Otschetschewnyje spiski“ antwortete voll edler Entloftung. Die Jugend las Pissarews Artikel mit Heißhunger und verhöhte Oeginin und Tatjana. Die Lomonossow-Gedenkfeier fiel durch. Sie fiel auch deshalb durch, weil...

„Stellen Sie sich meinen Gawrja vor, meinen Gawrill.“ Schaposhnikow hob die Schultern. „Der Vater doziert Literatur, lehrt seine Schüler zwanzig Jahre Puschkin verstehen, und der eigene Sohn — ein Anhänger Pissarews! Und wissen Sie, hier senkte Schaposhnikow die Stimme, sah sich um und flüsterte: „Der vierte April...“ Daran liegt's. Deshalb hatte man oben nichts mehr für das Jubiläum übrig. Der vierte April, verstehen Sie?“
Die Lomonossow-Feyer wurde von der Zarenregierung nicht unterstützt und für sie keine Koneke bewilligt, und der Zar und sein Hof, die Minister und die Ministerien wären an Jenein Tag vielleicht aufgewacht und abends wieder eingeschlafen, ohne auch nur ein einziges Mal an Lomonossow gedacht zu haben — die „russische Staatsmacht“ kümmerte sich keinen Deut um die Volksgenie und deren Jubiläum. — hätte das Dritte Departement nicht hinsichtlich des Datums gewart.

(Fortsetzung folgt)



Willkommen, liebe Vögel!

Durch die Straße von Beslesnoje zieht eine Kolonne von Kindern. Sie tragen alle Vogelhäuschen, die sie selbst in der Schulwerkstätte und zu Hause angefertigt haben. Viele Kinder haben Masken und Kostüme von Vögeln an. Lustig schallt das Lied von Dunajewski „Die Stare sind da“. Die Schüler feiern den Tag der Vögel. Sie warten schon lange auf die Ankunft ihrer gefiederten Freunde, und an diesem Tag bereiten sie sich zu ihrem Empfang vor.

Kommt, liebe Vögel, und bringt den Frühling mit!

W. LANGE
Gebiet Nordkasachstan

Wer baut das beste Starenhaus?

Das sollte der Wettbewerb unter den jungen Naturfreunden der Mittelschule von Nowobaschenowo entscheiden, der am Tag der Vögel ausgewertet wurde.

Die neuen Starenhäuschen befestigten die Schüler in den Gärten auf den Bäumen und renovierten auch die alten. Jetzt ist alles zum Empfang der Stare bereit.

P. OSSOKIN
Gebiet Semipalatinsk

Nicht nur neue Starenhäuschen anfertigen. Auch die alten müssen renoviert und richtig ausgehängt werden.

Foto: Th. Esan

Am Tag der Vögel in Zelinograd
Foto: D. Neuwirt



Der Truthahn

„Putt, putt, putt!“ ruft Käthchen. „Tiep, tiep!“ Und schon kommen sie angestürzt, die Flügel gespreizt, den Kopf vorgestreckt und, wie immer, allen voran die graue Henne. Wie sie eifrig pikken: tuck-tuck-tuck. Aber wo bleibt der Puter mit seinen Hennen?

„Putt, putt, putt!“ ruft das Mädchen wieder. Nein, mehr wird sie nicht streuen: das Schüsselchen ist bald leer, da bleibt ja nichts für die Truthühner übrig. Käthchen guckt über den Zaun, schaut sich im Garten um, dann geht sie zum Hühnerstall.

Richtig, da sitzen die beiden Puten hinter der Brettwand auf Nestern in der Ecke. Doch stören darf man sie nicht, hat Mama gesagt. Na, Futter haben sie hier ganz schön. Aber was ist das? Da sitzt ja der Puter auf der Stange — am hellen Tag! So ein Faulpelz! Käthchen scheucht ihn mit einer Rute herunter, aber er will nicht aus dem Stall, und schon sitzt er wieder oben. Und wie er da hockt, gar nicht wie sonst: kein bißchen böse.

„Mutti, Mutti!“ ruft Käthchen in die Küche. „Komm schnell! Aber doch schnell!“

„Was ist los?“ fragt die am Herd stehende Mutter.

„Der Puter...“ keucht das Kind außer Atem.

„Was ist denn mit ihm?“ Mama rührt noch immer mit dem Löffel in der Kasserolle.

„Krank ist er! Im Stall — auf der Stange...“

„Ach, so“, lächelte die Mutter. „Beruhige dich nur, Kind. Jetzt wird er immer sitzen.“

Käthchens Augen werden rund. Mit offenem Mund hört sie, was Mama erklärt. Sonderbar, nicht wie bei den Hühnern. Der Gockel spaziert ja immer schön auf dem Hof herum und kümmert sich nie um die brütenden Glucken.

Kaum ist Käthchen mit dem Mittag fertig, eilt sie wieder in den Hühnerstall.

Wirklich, er sitzt noch droben! Und jetzt hat eine der Truthennen ihr Nest verlassen. Sie geht zur Futterschüssel, pickt einigemal und trinkt. Dann geht sie zur Tür. Unterdessen ist der Puter heruntergekommen und hat sich auf die Eier gesetzt. Käthchen tritt näher. Sie streckt ihre Hand aus, vorsichtig streicht sie den grauen Rücken. Der Puter läßt sich das gefallen, er duckt sogar den Kopf. Sie hatte sich immer etwas vor dem Truthahn gefürchtet. Wenn er, sonderbar schnalzend, sich auflähte und die Schwanzfedern spreizte, wobei der zapfige Klunker über dem Schnabel und die Haut an der Gurgel angeschwollen und zuerst feuerrot und dann grünblau wurden, sah er ganz gefährlich aus. Schrecklicher als des Nachbars Gänscherich.

Die Truthenne spazierte lange. Endlich kam sie zu ihrem Nest. Käthchen dachte, der Puter werde es gleich verlassen.

sen. Doch als die Henne sich setzen wollte, ließ sich der Puter nicht verdrängen. So saßen sie eine Weile beide auf dem Nest. Die Pute machte sich aber immer breiter, und schließlich mußte der Hahn den Platz abtreten.

Da lachte Käthchen: „Na, kannst ja auch mal spazieren gehen.“ Doch der Puter blieb neben dem Nest stehen. Das Mädchen nahm eine Hand voll Körner aus der Futterschüssel und streute sie dem Truthahn hin. Ohne auch nur einmal zu pikken, kletterte er wieder auf die Stange. Als Käthchen später noch einmal in den Stall kam, saß der Puter auf dem anderen Nest, während die Henne sich das Futter schön schmecken ließ.

Vier Wochen waren vergangen. Als Käthchen eines Morgens auf den Hof kam, erblickte sie die Truthühner mit einer ganzen Schar winziger Kücken. Die Kückel piepsten und waren so zart und klein. Das Mädchen wollte eines der Kücken erhaschen. Da hätte man aber den Truthahn sehen sollen! Wie ein Pfeil schoß er auf das Kind zu und Käthchen mußte sich laut schreiend hinter der Haustür retten.

Auch Nero ging es nicht viel besser. Der Hund durfte sich kaum noch aus seiner Hütte wagen. Doch den größten Spektakel gab es, als Nachbars Gänscherich mit seinem schnatternden Gefolge durch die offene Pforte in den Hof kam. Sie mußten schleunigst Reißaus nehmen, was Käthchen nicht ohne Schadenfreude beobachtete.

Kinder-Freundschaft

Jungarmisten hissen die Fahne

Im Schulhof erklang die Musik eines Marsches. In festgeschlossenen Reihen marschierten in Abteilungen die Jungarmisten. An der Spitze jeder Gruppe schritten der Kommandeur und der politische Leiter mit dem roten Banner in der Hand. So begann die festliche Schau der Vorbereitung zum Militärspiel „Sarniza-68“ in der Mittelschule Nr. 1 der Siedlung Ossakarowka.

Dem festlichen Appell wohnten die Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges Genossen A. N. Jermakow, M. R. Terjoschkin, A. F. Filippow und andere bei. Mit einer kurzen Rede trat der Direktor der Schule I. L. Golowtschenko auf. Er erläuterte die Regeln des Militärspiels und machte die Teilnehmer mit dem Befehl des Bataillonsstabes bekannt.

Genosse A. N. Jermakow erinnerte sich in seiner Ansprache an die Heldentaten der Sowjetsoldaten während des Großen Vaterländischen Krieges und wünschte den Schülern zum Schluß große Erfolge im Spiel.

Dann erhielten die Kompanieführer das erste Paket mit dem Befehl.

„Kompanie der Grünen! Achtung! Im Schritt vorwärts!“ — erklang das Kommando und die Abteilung der Grünen zog singend ins Feld in südlicher Richtung.

Die Kompanie der Blauen marschierte nach Norden. Nach 15 Minuten bekamen die Kompanien wieder ein Paket mit dem konkreten Plan des Sturmes der Höhe.

Die Grünen nahmen ihre Ausgangsposition auf dem Heuboden des Sowchoses ein. Hier wurde eine Beratung der Abteilungskommandeure durchgeführt. Die Abteilung der Klasse 7b wurde beauftragt, die Stellung des Gegners auszukundschaften. Die Abteilung der Klasse 6b bekam die Aufgabe, alle ihre Kräfte zu mobilisieren und sich zum Angriff vorzubereiten. Für diese Abteilung wurde eine politische Unterhaltung veranstaltet.

Indessen entdeckten die Kundschafter eine Landungsabteilung des Gegners, die den Weg zur Höhe versperrte. Der

Kompanieführer S. Sajapin erteilte den Befehl, den Feind sofort anzugreifen. Ein Schuß ertönte und mit lauten Hurarufen stürzten sich die Grünen auf den Gegner. Im Nu wurde die Landungsabteilung zerschlagen und in Gefangenschaft genommen.

Die Kundschafter meldeten, daß es vor der Heldenhöhe einen verminten Streifen gäbe. Da kam die Reihe an die Pioniere. Sie handelten entschlossen und geschickt, und nach einigen Minuten bereiteten sie einen Durchgang für die Angreifenden vor.

Der Gegner war besiegt und die Grünen begannen das Rote Banner zu suchen, das hier vor „langen Jahren“ versteckt worden war. Die Schüler untersuchten jeden Strauch, jeden Stein, jeden Schneehaufen und schließlich entdeckte Serjoscha Sautin ein Paket, in dem sich das Rote Banner befand. Die Schüler der 7. Klasse Alexander Offenberger und Mischa Wolowin rissen die weiße Fahne vom Flaggstock herunter und die Rote Fahne wurde aufgepflanzt. Sie wehte hoch in der Luft und man konnte sie von weitem sehen.

Erich BÄDER
Gebiet Karaganda

EIN VORBILD

Joseph Fischer ist Schüler der 10a Klasse der Schule Nr. 37 in Alma-Ata. Von der ersten Klasse an lernt er ausgezeichnet. Joseph kann nicht zu „Wunderkindern“ gezählt werden, die „Sterne vom Himmel“ holen. Er ist nur ein arbeitsamer Junge, für den es keine unbedeutenden Fächer gibt. Auch am gesellschaftlichen Leben beteiligt er sich aktiv: an der Schulläufkunst, an Rayon- und Stadtolympiaden in Mathematik und Chemie. Er ist ein guter Schachspieler und Sportler. Doch Mathematik ist sein Steckpferd.

In diesem Schuljahr wurde in den 10. Klassen Fakultativunterricht im Zeichnen eingeführt. Auch für dieses Fach zeigte Joseph großes Interesse. Er ist ein leidenschaftlicher Zeichner geworden. Das Programm in diesem Unterricht ist verhältnismäßig kompliziert. Doch an Ausdauer und Geduld fehlt es Joseph nicht. Seinen künftigen Beruf gedenkt er sich auf dem polytechnischen Gebiet zu wählen.

Joseph Fischer ist Kandidat für eine Goldmedaille bei der Absolvierung der Mittelschule. Seine Mitschüler und Lehrer achten den fleißigen Jungen. Er ist ein gutes Vorbild für seine Altersgenossen.

E. GEHRING
Gebiet Alma-Ata



UNSER BILD: Joseph Fischer während des Zeichenunterrichts
Foto des Verfassers

Puppentheater

Es ist noch nicht lange her, daß die Pionierleiterin der Achtklassenschule von Taliza, den Schülern vorschlug, ein Puppentheater zu gründen. Die Kinder machten große Augen. „Wo sollen denn die Schauspieler herkommen, und Puppen haben wir ja auch keine“, riefen sie verwundert. „Habt ihr schon mal ein Puppenschauspiel gesehen?“ wollte Katja, die Pionierleiterin, wissen. „Ja, gesehen haben wir so was schon.“

Am nächsten Tag waren die Kinder im Direktorzimmer. Der Direktor, Genosse Muchametshanow, hörte die Kinder an und erklärte sich bereit, zu helfen. Nach einigen Tagen waren die Puppen da. Abends versammelten sich die Kinder im Pionierzimmer und gründeten eine Schauspielergruppe. Dann ging's los. Sie übten das Bühnenstück „Großvater Frost“ ein. Eines Tages erschien in Taliza eine außergewöhnliche Bekanntmachung. Ein Puppentheater in unserer Schule? Unglaublich. Aber zur angesagten Stunde waren im Klubsaal alle Plätze besetzt. Als die Schauspieler das sahen, wurden sie unruhig und manche bekamen sogar Lampenfieber. Jedoch Katja verstand es, ihnen Mut einzuflößen. Die Vorstellung begann. Der Erfolg war groß. Beifall ohne Ende.

Unsere Schauspieler waren schon in den umliegenden Siedlungen und haben noch einige Einladungen bekommen. Gegenwärtig üben sie ein neues Bühnenstück „Das Schloßchen“ ein. Die besten Erfolge haben Olga Eckert, Galina Kutsubina, Willi Dolowsky und Maria Schumkina.

P. BLOCK
Gebiet Semipalatinsk

Neue Kinderbibliothek

18 000 Bände stehen schon auf den Regalen der neuen Kinderbibliothek, die in Saran im Haus Nr. 67 in der Dshambul-Straße eröffnet wurde. Da ist aber noch sehr viel Platz — die Bibliothek kann 150 000 Bücher aufnehmen.

Für die kleinen Leser aus den 1. — 4. Klassen ist ein vortrefflicher Lesesaal eingerichtet worden. Die Schüler haben freien Zutritt zu den Büchern.

Wera WASHEWA
Gebiet Karaganda

Was Wörter erzählen

Lesen, schreiben, Tinte, Feder, Bleistift, Buch, Schule — das sind für uns alltägliche Wörter. Wie oft hat jeder von uns sie schon gehört und findet sie ganz gewöhnlich. Und doch sind diese Wörter interessant. Das sind meist sehr alte Wörter. Sie können uns von der Geschichte der menschlichen Kultur erzählen. Das älteste unter diesen Wörtern ist „lesen“. Wie dieses Wort entstanden ist, erfahren wir dank dem römischen Geschichtsschreiber Publius Cornelius Tacitus.

Tacitus (er lebte 55 — 120) erzählt in seinem Buch „Germania“ von dem Leben der alten Germanen. Man hat bei den Germanen kleine Holzstäbe gesehen, die mit seltsamen Zeichen, den Runen, bedeckt waren.

Die Runen galten erst als geheime und heilige Zeichen, und die Germanen benutzten diese Stäbe mit eingeritzten Runen als Orakel. Im heiligen Hain zerstreute man diese Stäbe, dann wurden sie wieder aufgelesen. Aus dieser Handlung des Auflesens entstand mit der Zeit die Bedeutung des Wortes „lesen“.

Die Runen wurden aber nicht geschrieben, sondern geritzt. Das alte germanische Wort „ritzen“ sehen wir heute in der englischen Sprache im Wort „to write“ — („schreiben“).

Ritzen wurde aber im Deutschen von einem lateinischen

„Bücher“ aus Buchenholz waren schon vor 1300 Jahren bekannt. Das Wort „Heft“ ist ziemlich jung, es entstand ungefähr um 1600. Auch das Wort „Bleistift“ ist schon seit 1662 bekannt. „Bleistift“ ist ein zusammengesetztes Wort, es besteht aus „Blei“ + „Stift“.

Die „Feder“ hat genauso wie das russische Wort „pero“ ihren Namen nach der Gänsefeder bekommen, die zum Schreiben zugeschnitten wurde.

R. ROSEN

Vor der Wahl

Wie ernst ist die Gefahr des Neonazismus in Westdeutschland? Ist die Nationaldemokratische Partei der BRD tatsächlich eine „Partei der Greise“, die nur von den „guten alten Zeiten“ träumen und durchaus keinen Anspruch auf die Rolle ihrer Stammväter, der Nationalsozialistischen Partei des faschistischen Deutschlands, erheben?

Darüber schreibt in seinem Beitrag der speziell für die „Freundschaft“ geschriebene Moskauer Journalist, Mitglied des Redaktionskollegiums der Zeitschrift „Molodaja Gwardija“ („Junge Garde“), Wladimir TSCHERWJAKOW.

I. Illusionen der „Deutschen Welle“

Unlängst ist in Bonn ein Buch erschienen, betitelt „Antwort aus der Kammer Nr. 7“. Es hatte einen Bombenerfolg. Und das nicht von ungefähr. Sein Verfasser ist der zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilte, ehemalige Geheime Hitler, der faschistische Verbrecher Rudolf Heß. Das Buch besteht aus Briefen, die Heß in den Jahren 1955–1966 aus dem Gefängnis an Verwandte und Bekannte geschrieben hat. Was hatte darin das Interesse des Verlags erweckt? Die Reue von Heß über seine Verbrechen? Durchaus nicht. Er beteuert nach wie vor seine Unschuld, in der Ansicht, daß die „Ehre“ höher steht als die Freiheit. Heß rühmt die Vergangenheit, sagt voraus, daß die deutsche Jugend zum Alten zurückkehren werde.

„Ich glaube nicht“, schreibt Heß über die heutige deutsche Jugend, „daß die Jugend immer eine Anhängerin des Extremismus bleiben wird. Je größer die Zeitspanne wird, die uns vom Vergangenen trennt, und die normalen Zeiten wiederkommen, wird die Jugend sich erneut einem Standpunkt nähern, der unserem Standpunkt entspricht... Man darf hoffen, daß die heutige Jugend oder ihre Nachkommen den Weg zurückfinden zu der Lebensweise oder zu den Ansichten über das Leben, die wir „Alten“ für edelmütiger halten.“

Vor zehn Jahren hätte man es wohl kaum gewagt, in Westdeutschland so offen und so frach zu rückwärts zum Faschismus aufzufordern. Es gab eine Zeit, da es Rudolf Heß wie auch den anderen Kriegsverbrechern im Gefängnis Spandau nur einmal im Monat erlaubt war, 15 Minuten lang ausschließlich mit seinen Verwandten und nur über persönliche Fragen zu sprechen. Heute aber unterhält sich Rudolf Heß mit Hilfe eines

westdeutschen Verlags mit Millionen Menschen in der BRD und durchaus nicht über persönliche Fragen.

Rudolf Heß wendet sich an die Jugend, was hat es auch für einen Sinn, an jene zu appellieren, die den Faschismus an sich selbst verpönt haben und vor deren Augen bis heute noch all das steht, was sie während des zweiten Weltkriegs erlebt haben? Für sie ist alles klar. Sie nehmen diese Vergangenheit nicht an, allein der Gedanke an die Möglichkeit einer Rückkehr zu ihr, läßt sie erschauern. Andere sind der Ansicht, daß die gegenwärtige Regierung (also die Regierung Kiesinger), nicht energisch genug für die „nationale Einheit“ und einen „gesunden Patriotismus“ eintritt, sehen sich nach der Ordnung, die während des Faschismus bestanden hat, erstreben ihre Wiederherstellung. Jetzt hat die Jugend das Wort, jene Generation, die all das nicht erlebt hat, was ihre Väter erlebten. Jene, die 1945 geboren wurden, sind oder werden jetzt 23 Jahre, für sie beginnt die Zeit der Reife. Die Jugend der BRD stellt vor der Wahl: Wem folgen?

Man darf nicht übersehen, daß es heute für einen jungen Menschen nicht leicht ist, sich in den gesellschaftlich-politischen Ereignissen zu orientieren, den wirklichen Sinn der Dingen, mit hochtrabenden Phrasen über Freiheit und Demokratie verbrämten Reden der heutigen Führer der BRD zu erfassen, sich im „Patriotismus“ der westdeutschen Neofaschisten zu rechtfinden.

Die Nationaldemokratische Partei wurde am 28. November 1964 mit 443 Mitgliedern gegründet. Damals gliederte sie einen Klub, man nannte sie einen Haufen Würmer. Ende 1966 zählte sie schon etwa 23 000 Mitglieder. Die Partei

ist, wie die westdeutsche Zeitung „Zeit“ bezeugt, bereits 84 Prozent der Bevölkerung bekannt.

Die offizielle Propaganda, darunter auch der Sender „Deutsche Welle“, versucht die Mitglieder der neofaschistischen Partei als unzufriedene Kleinbürger, als Winzer hinzustellen, denen die französische Konkurrenz Sorge macht, oder als Bauern, die die billige holländische Butter oder die billigen italienischen Feldfrüchte fürchten. Was aber jene angeht, die bei den Wahlen diesen „Kleinbürgern“, „Winzern“ und „Bauern“ ihre Stimme geben, so betrachtet sie die „Deutsche Welle“ auch nicht als Anhänger faschistischer oder reaktionärer Ideen.

Laut den Worten des Senders sind das „gewissenhafte, solide, gute und loyale Bürger“, die, sehen Sie, von der „Demokratie“ nur mehr „Vollkommenheit“ fordern.

Sehen aber die Mitglieder und Anhänger der Nationaldemokratischen Partei wirklich so unschuldig aus?

Einige Wochen nach der Gründung der Partei führen ihre Führer in der Stadt Landsberg, wo sie im Hof des Hauptgefängnisses an den Gräbern der Kriegsverbrecher, die nach dem zweiten Weltkrieg hingerichtet wurden, Kränze niederlegten. Das war eine so odiose Tatsache, daß nicht nur die offizielle westdeutsche Propaganda, sondern auch die Leiter der NPD selbst in Verwirrung gerieten. Heute geben sie zu, daß das ein Fehler war, ihrer Meinung nach natürlich nicht moralischer, sondern psychologischer Art. Sie ziehen es auch jetzt vor, nicht als direkte Nachfolger des Erbes des hitlerischen Nationalsozialismus aufzutreten, weil sie das für unvorsichtig halten.

Die Taktik, der sich die Führer der NPD heute bedienen, besteht darin, die Lösungen und Ideen nazistischen Charakters unter einem unschuldigen Deckmantelchen zu propagieren. Sie predigen offiziell keinen Antisemitismus, kritisieren aber die Bonner Regierung, weil sie Reparationen an Israel zahlt. Sie predigen auch keinen Rassismus, stellen aber die Forderung, die Kredite für die Entwicklungsländer aufzuheben. Sie zeigen keinen Haß gegen Ausländer, schieben aber den Fremdarbeitern, die in Westdeutschland arbeiten, die Schuld an der Schwächung der Mark zu. Die Verbrechen der Na-

„Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“

Bertolt Brecht

Die meisten billigen sie nicht, fordern aber die sofortige Einstellung der Prozesse gegen Kriegsverbrecher und daß man einen „Schlußstrich“ unter das Vergangene setze.

Um die Jugend der BRD irrezuführen, die öffentliche Meinung zu täuschen, werden die Netze der Propaganda sehr geschickt gesponnen. Nicht umsonst sind unter denen, die an der Spitze der Nationaldemokratischen Partei stehen, nicht wenig ehemalige Beamte aus dem Propagandaministerium von Goebbels. Und der verstand es, den Leuten die Köpfe zu verdrehen.

Auf ihrem letzten Parteitag in Hannover im November 1967 waren die neugebackenen Nazis schon offener. In ihrem neuen Programm deklarieren sie offen reaktionäre Ansprüche auf Territorien, die den Bestand der sozialistischen Staaten eingehen. „Wir lehnen es ab, die Realität der Grenzen von 1945 anzuerkennen.“ „Niemand hat das Recht, die Ansprüche auf Ostdeutschland aufzugeben.“ „Die militärische Kapitulation von 1945 hat das Deutsche Reich nicht liquidiert.“ — Das sind die Lösungen der Verfasser des Programms. So also sehen die „Kleinbürger“, „Winzer“ und „Bauern“ aus, von denen die „Deutsche Welle“ spricht. Die „Deutsche Welle“ bemüht sich, ihre Hörer davon zu überzeugen, die NPD sei eine Partei von Greisen, daß sie keinen Einfluß auf die Jugend habe und nicht haben können, daß die „Sühne bezüglich des Nationalismus ihrer Väter nur die Achseln zucken.“

Wenden wir uns zu den Fakten und Zahlen, welche die westdeutsche Presse selbst bringt. In dem Buch „Die Nationaldemokratische Partei Deutschlands. Gefahr von rechts“, das in München erschienen ist, werden Ziffern angeführt, die beweisen, daß die Hälfte der Mitglieder der NPD junge Menschen sind. Die Nationalsozialisten selbst nicht erlert haben. Die Zeitung „Zeit“ betrachtet die NPD als die jüngste politische Partei in Westdeutschland. Die „Frankfurter Rundschau“ brachte eine interessante Ziffer. Der Prozentsatz der Wähler, im Alter von 21 bis 30 Jahren, die der NPD in Hessen ihre Stimmen gaben, macht 15,6 aus.

Und das ist kein Zufall. Die Führer der neonazistischen Partei richten die Spitze ihrer Propaganda auf die Jugend. In ihrem Manifest sagen sie direkt: „Wir wenden uns insbesondere (von mir unterstrichen) an die deutsche Jugend.“ Ein ganzer Abschnitt der „Prinzipien unserer Politik“ (auch ein offizielles Dokument der NPD) ist der Arbeit unter der Jugend gewidmet.

Über das Ergebnis derartiger Bemühungen der Neonazisten kann man nach den Angaben urteilen, die im sogenannten „Graubuch“ enthalten sind, das vom Staatsverlag der DDR herausgegeben wurde. Es ist ein Buch über die Expansionspolitik und den Neonazismus in Westdeutschland. „Schon in der Schule“, heißt es da, „ist das Lehrmaterial von nationalistischer Ideologie durchdrungen, in dem Bestreben, den deutschen Imperialismus auf jegliche Art zu rechtfertigen.“ Ein bedeutender Teil der Leiter der allgemeinbildenden Schulen in der BRD (das Buch bringt eine ganze Liste), gehören der NPD an. Die Bearbeitung des Bewußtseins in der westdeutschen Schule stellt ein Gemisch aus Antikommunismus, Rassismus, Chauvinismus, Reaktionismus und der romantisch blutigen militärischer Feldzüge dar. — Eine ähnliche Beeinflussung der Bewußtseins wird in der Hochschullehre fortgesetzt, die in letzter Zeit immer stärker von der braunen Welle des Neonazismus überschwappt wird. In diesem Zusammenhang ist die Mitteilung eines der Presseorgane der NPD interessant, die das „Graubuch“ im Wortlaut bringt. „An den westdeutschen Universitäten vollzieht sich, wie endlich offen bekannt wurde, nunmehr auch jener Wandel, der im gesamten politischen Bereich seit einigen Monaten feststellbar ist. Der Rektor der Universität Gießen erklärte, daß von etwa 5 000 Studenten der Universität Gießen 20 Prozent Anhänger der NPD seien. An anderen westdeutschen Universitäten betrage dieser Anteil bis zu 15 Prozent.“

In letzter Zeit schießen in allen Universitäten der BRD verschiedene Studentenorganisationen der NPD wie Pilze aus dem Boden. Ihr Mentor ist der Hauptideologe der NPD, Professor Ernst Anrich, der seinerzeit von Hitler zum Dekan der Fakultät für Neue Geschichte an der

Straßburger Universität ernannt worden war.

Unlängst brachte die Zeitschrift „Der Spiegel“ eine ganze Liste von neonazistischen Jugendorganisationen: „Junge Wikinger“, „Bund heimtreuer Jugend“, „Jugendbund der Adler“, „Freundschaftskreis nationaler Jugend“ usw.

Den Charakter dieser Organisationen kennzeichnen Fakten, die ebenfalls „Der Spiegel“ anführt: Die jungen Menschen in ihnen singen die alten Lieder, grüßen einander mit den Worten „Heil dir“, machen gern militärische Appelle mit. Der Gedenkalender des „Jugendbundes der Adler“ schlägt vor, die Jahrestage der deutschen Seesiege und der „siegreichen“ Vorstöße in Rußland als Hauptjubiläumstagen zu feiern. In einen von den „Jungen Wikinger“ herausgegebenen „Kampfbuch“ wird als Musterbeispiel der Pflichterfüllung die Geschichte der Leibgarde Hitlers verherrlicht.

Die NPD spekuliert geschickt auf das Interesse der Jugend an Vergnügungen und Sport. Das französische Journal „Paris-Match“ berichtete von der Tätigkeit einer Zelle der NPD in Reichenhausen, einem Städtchen in Bayern. Hier übten bei den Wahlen 92 Prozent der Wähler für die Neonazisten gestimmt. Den Bürgermeisterposten erhielt natürlich die NPD. Der Bürgermeister Paul Schäfflmayer hing bei sich zu Hause ein Bild auf, das ihn selbst in SS-Uniform darstellt. Nachdem er die Alten von der Notwendigkeit überzeugt hatte, in der Stadt den Geist Hitlers wieder aufleben zu lassen, machte er sich an die Jugend. Er gründete einen Sportklub, eine Hockeymannschaft. Überall — in der Schule, auf der Straße, im Laden — hören die Kinder, wie die Erwachsenen auf ihre Art die Geschichte umdrehen, von den „guten alten Zeiten“ reden.

Wie die Presse bezeugt, ändern die Jugendgruppe der NPD in Westdeutschland rund 200 000 Mitglieder. Das ist nicht wenig und beweist, daß bei weitem nicht alle Söhne des „Nationalismus der Väter mit Achselzucken“ abtun. Die Beruhigungsspielen des Rundfunksenders „Deutsche Welle“ sollen die öffentliche Meinung irreführen und die wirklichen Tatsachen verschleiern.

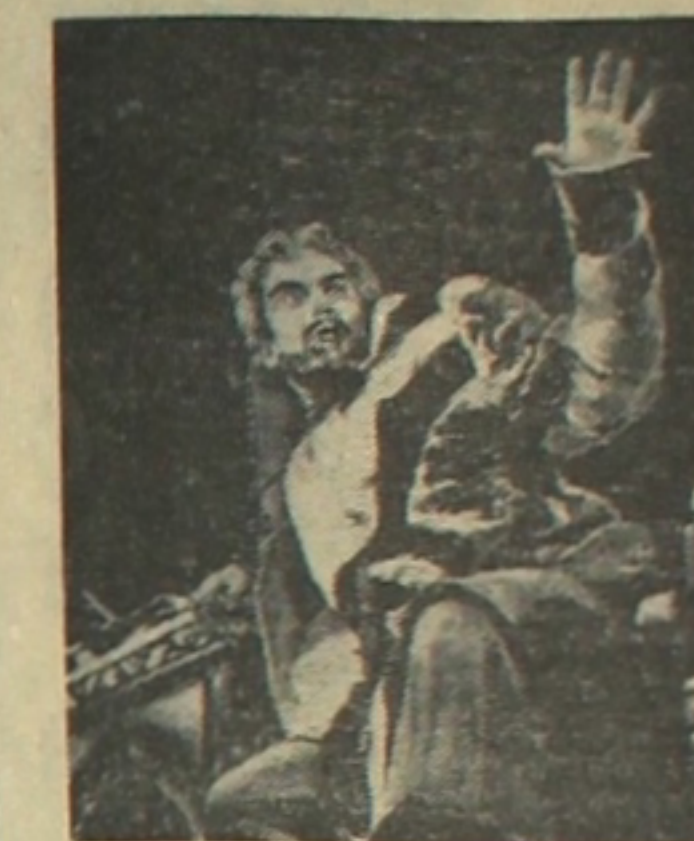
(Fortsetzung folgt)

Bildinformation



MEXIKO. Diese Anzüge sind nach der nationalen Sitte „Sarape“ für die mexikanischen Sportler — die Teilnehmer der XIX. Olympiade 1968, die in Mexiko stattfanden, genäht worden.

Foto: E. Saratow (TASS)



In Belgrad auf der Bühne des Volkstheaters fand die 100. Jubiläumsaufführung der Oper von M. Mussorgski „Boris Godunow“ statt.

UNSER BILD: Den Boris spielt Miroslaw Schangalowitzsch. An diesem Tag sang der berühmte jugoslawische Baßsänger seine geliebte — tie zum 250. Mal. Er hat sie in 50 Operntheatern gesungen — in Moskau, Leningrad, Warschau, Sofia, Paris, Tokio, Barcelona und vielen anderen Städten.

Foto: TANJUG-TASS



Heinrich Mamal, ein Einwohner von Warschau, sammelt Abzeichen und Embleme verschiedener Flugzeuggesellschaften. Es sind schon mehr als 800.

Foto: ZAT-TASS



BRASILIEN. In den Elendsvierteln von Rio de Janeiro.

Foto: Kelston-TASS

REDAKTIONSKOLLEGIUM

TELEFONE

Chefredakteur — 19-09.
Stellv. Chef — 17-07.
Redaktionssekretär — 79-84.
Sekretariat — 76-56.
Abteilungen Propaganda, Partei- und politische Massenarbeit — 16-51.
Wirtschaft — 18-23, 18-71.
Kultur — 74-26.
Literatur und Kunst — 78-50.
Information — 17-55.
Übersetzungsbüro — 79-15.
Leserbriefe — 77-11.
Buchhaltung — 56-45.
Fernruf — 72.

Типография № 3. г. Целиноград
УН 00394
Заказ 4523

Ein großzügiges Talent

„Ich soll von mir selber erzählen? Bitte schön. Ich bin geborener Petersburger, interessierte mich bereits in der Schule für Biologie und ging daher an die Militärmedizinische Akademie. Bald aber war ich enttäuscht: Ich hatte von großen Entdeckungen geträumt, und nun sollte ich Bandwürmer zeichnen!“

Doch entschieden die Vorlesungen des großen Iwan Pawlow sein Leben — er blieb der Medizin treu. Tagelang saß er nun im Labor des berühmten Physiologen und injizierte Frösche eine Strychninlösung. Aber bald darauf wurde er für Biologievorleser in illegalen Arbeiterzirkeln am Pullow-Werk und für die Teilnahme an der Maidemonstration von 1912 verhaftet, aus der Akademie ausgeschlossen und aus Petersburg verbannt.

Doch gab er nicht klein bei! Bald begann er in Kasan mit einer neuen Serie von Versuchen — und zwar an sich selber.

Er hungerte längere Zeit, um seine Magenkontraktionen mit einem Kymographen zu registrieren. Nur nachts rief er auf die Straße, um etwas Luft zu schnappen, und die Passanten schrakten vor dem hochaufgeschossenen Jungen mit mehreren Sonden im Mund zurück. Als dann seine Studie „Die Kontraktionen des hungrigen Magens“ veröffentlicht wurde, löste sie lebhaftes Interesse in wissenschaftlichen Kreisen aus und wurde des öfteren in populären physiologischen Werken zitiert.

Der erste Weltkrieg unterbrach seine Studien. Anitschkow meldete sich freiwillig, ging an die Front

und kehrte erst kurz vor der Februarrevolution schwer verwundet nach Petrograd zurück. Auf Krücken besuchte er nun die Vorlesungen an der ehemaligen Medizinischen Hochschule für Frauen, wo er einer der ersten männlichen Studenten war.

1918 wurde er diplomiert, nahm an der Bekämpfung der Cholera und des Flecktyphus teil und wurde dann Assistent des hervorragenden Pharmakologen Nikolai Krawkow. Immer wieder prüfte er die Wirkung von Arzneimitteln nicht nur an Versuchstieren, sondern auch an isolierten menschlichen Organen. Er fiel schon damals durch seine außergewöhnliche Wüßbegier und Arbeitsfähigkeit auf.

Bereits 1924 hatte der 32-jährige den Lehrstuhl für Pharmakologie an der Militärmedizinischen Akademie inne. Zur Vervollkommnung seines Wissens wurde er ins Ausland geschickt. Seit 1948 leitet er die Abteilung Pharmakologie am Institut für experimentelle Medizin. Er untersucht und berichtet die Anwendungsmethoden altbekannter Medikamente und schaffte neue Arzneien für die Behandlung, Diagnostik und Vorbeugung von Krankheiten. Über 70 Abhandlungen stammen aus seiner Feder. Durch seine Forschungen über die Einwirkung neurotropischer Arzneimittel auf das zentrale Nervensystem gelang es, ihre generelle Einwirkung auf sämtliche Lebensprozesse zu ermitteln.

Die Anwendung der Pawlowischen Idee des Nervismus in der Pharmakologie sowie die Heranziehung begabter Chemiker erlaubten es ihm

und seinen Mitarbeitern, eine Reihe heilkräftiger neuer Arzneimittel zu schaffen.

Als nach Kriegsende in Leningrad die von der Blockadezeit herüberdauerten Hypertoniserkrankungen ein akutes Problem darstellten, entwickelte Anitschkow eine papaverinähnliche Verbindung, das Dibazol, das heute in der klinischen Praxis weitgehend Verwendung findet.

Auch eine andere Arznei gegen die Hypertonie, das Benzohexonin, ist ihm zu verdanken. Bei Herz- und Lungenoperationen wird sein Mittel „Paromyon“, ein Kurare-Ersatz, angewandt. Sein starkwirkendes Wiederbelebungsmitel Athynisol hat bereits vielen Menschen das Leben gerettet.

Ein hochbegabter Mensch, ist Professor Anitschkow stets bereit, andere Menschen durch Rat und ermutigende Worte zu unterstützen. Unter seiner Anleitung entstanden und Hunderte Spezialisten herangewachsen, die jetzt bereits in Lehrstühlen und Laboratorien leiten.

Professor Anitschkow ist auch Verfasser des populärsten Lehrbuchs für Pharmakologie der Sowjetunion und Ehrenvorsitzender der Pharmakologischen Gesellschaft der UdSSR.

Übrigens kennt er fast die ganze Welt und ist auch heute trotz seines hohen Alters noch oft auf Reisen.

Auf seinem Schreibtisch stehen Fotos. Da ist auf dem XX. Internationalen Physiologenkongress, dort mit Zylinder und Degen bei der Zeremonie der Verleihung der Doktorwürde an der Universität Helsinki und an der Karlsuniversität zu Prag.

Im Oktober 1967 wurde ihm, dem Ehrenpräsidenten des Internationalen Pharmakologenverbandes, der hohe Ehrentitel eines Helden der Sozialistischen Arbeit zuerkannt.

(APN)

Sogar elektrische Decken

Die Wissenschaft hat einen ersten Blick in unsere Küche und Wohnung geworfen. Nebst der Produktion riesiger elektrischer Öfen beschäftigen sich die Ingenieure mit den kleinen elektrischen Herden und haben sie schon „gelehrt“ viermal ökonomischer zu sein. In diesem Jahr wird die erste Million solcher Kochherde produziert.

Die Mitarbeiter des Unionsforschungsinstituts für elektropherme Geräte sind bestrebt, solche neuen Geräte zu schaffen und die alten so zu vervollkommen, damit die häusliche Arbeit maximal erleichtert werde. Wieviel Zeit wird z. B. die Hausfrau sparen, wenn sie eine Grütze in einem Topf kocht, in dem nichts anbrennt. Man kann ihn aufstellen und ruhig am Bildschirm sitzen oder ein Buch lesen.

Mit Hilfe des neuen Geräts „Molnija“ können rasch und hermetisch Nahrungsmittel in Athylenhaut verpackt werden. Brot wird in solcher Verpackung nicht alt, auch Obst bleibt einige Wochen frisch. Das Gerät „Molnija“ wiegt 1,6 Kilo, ist sehr einfach im Gebrauch. Es kann auch zum Konservieren und zum Schutz der Kleidung gegen Staub, Motten und Feuchtigkeit angewandt werden. Die erste Serie der „Molnija“ wird in diesem Jahr schon im Verkauf sein.

Es werden regulierbare Konvektoren-Konkurrenten der Dampfheizung — auf die man im Norden so sehr wartet, Wärmeapparate für Waschmaschinen, sogar elektrische Decken konstruiert.

B. NIKIFOROW

Naturschutzgebiete Kasachstans

Die Natur unserer Republik ist reich und mannigfaltig: blühende Steppen, malerische Gebirgsketten, zahlreiche Seen und Flüsse. Die Tierwelt hat in vielen Gegenden Kasachstans ihre Urformen behalten: diese Gebiete sind vogel- und tierreich.

Die Jagd galt in Kasachstan von alters her als eine der wichtigsten Beschäftigungen der Bevölkerung. Wild und Fische waren zusätzliche Gaben der Natur zu den Produkten der Viehzucht. Jahrhundertlang wurden Raubtiere — Wölfe und Tiger — bekämpft, weil sie das Nutzvieh angriffen. Rehe, Steppenantilopen und Steppenstelen wurden intensiv gejagt, wodurch ihr Bestand schnell zusammenschmolz.

Um die reiche Tierwelt vor der Ausrottung zu retten, legte der Sowjetstaat in Kasachstan einige Schonreviere an, in welchen Jagd und wirtschaftliche Tätigkeit verboten sind. 25 Gebiete nehmen mehr als eine Million Hektar ein. In unserer Republik wurden vier staatsliche Jagdwirtschaften gebildet, in denen der Abschuss von Wild und Vögeln vom Republikverband der Jäger und Angler streng geregelt wird.

Die schönsten unter den Schonrevieren sind die Barsa-Kelmes-Insel im Aralsee, das Kurgaldshinski-Schonrevier im Seegebiet des Zent-

ralen Kasachstans und das Alma-Ata-Gebiet im Süden der Republik. Auf der Barsa-Kelmes-Insel leben Steppenstel. Das sind wilde Säugetiere, die vom Menschen bedroht wurden. Aus historischen Dokumenten geht hervor, daß die Steppesenel noch vor 5000 Jahren in den Ländern Vorderasiens und Mesopotamiens vor Kampfwagen gespannt wurde. Außer den Steppesenel hausten auf dieser Insel auch Steppenantilopen und Antilopen.

Das Kurgaldshinski-Schutzgebiet ist ein Vögelreich. Hier sieht man die nördlichsten Kolonien rosafarbener Flamingos. In den Schonrevieren Alma-Ata und in Aktau-Dshahly leben vorwiegend seltene Vertreter der Tierwelt — Steinböcke, Archarschafe, Maralirsche, Schneepanther, Murmeltiere, Tischenbären, Schneewiesel, Hermeline, Apenschneehühner, Gebirgstruthühner, und Fasanen. Aus Indien und China kommen in die kasachischen Steppen Blauvögel. In den letzten Jahren haben sich hier die aus dem Altaigebirge gebrachten Zobel jagt eingelebt und vermehrt.

Eines der größten Gebiete Kasachstans liegt bei Alma-Ata. Hier entsteht zur Zeit der Nationale Naturpark. (APN)

FERNSEHEN

Für unsere Zellnograder Leser

am 27. März

- 17.00—Wochenschau
- 17.15—Musik
- 17.20—Internationaler Kommentar
- 17.35—Filmjournal „Kunst“, Nr. 3, Nr. 4
- 17.55—Sendung für Landschaftende
- 18.20—Musik
- 18.22—Fernsehnachrichten
- 18.27—Musikpause

- 18.30—„Unser Gorki“ Zum 100. Geburtstag von M. Gorki
- 18.40—Sendung aus dem Zyklus „Auf dem Neuland“. „Prüfung der Vorbereitung zur Aussaat“

- 19.00—Fußball. „Für den Preis der Zeitung „Sowjetski sport“. Match zwischen den Mannschaften Dynamo (M) — Neftschi“ (B). Sendung aus Tbilisi

- 20.45—Für Schüler „Lerche“
- 21.15—„Probleme der Ökonomik“. „Materielle und morale Arbeitsstimuli“
- 21.45—Zum 100. Geburtstag von M. Gorki „Sommerfrischler“. Spielfilm
- 23.30—Informationsprogramm „Zeit“

Unser Kinolektorenbüro

Seit Jahren existiert im Makinsker Kinotheater „Pobeda“ ein Kinolektorenbüro. Vor kurzem fanden hier drei Vorlesungen statt: „Ursachen von Straftaten und ihre Vorbeugung“ — gelesen vom Vorsitzenden des Rayongerichts B. S. Rosenstein. „Kraich des Kolonialismus“ — gelesen vom Leiter der Lehrabteilung der I. Mittelschule N. M. Saborodni. „Lenin über die kommunistische Erziehung“ — gelesen

vom Geschichtslehrer der Makinsker Mittelschule B. P. Martemjanow. Alle Lektoren des Kinolektorenbüros sind Mitglieder der Gesellschaft „Snanije“ und erfreuen sich eines großen Ansehens bei den Zuhörern. Nach jeder Vorlesung werden entsprechende Kinofilme vorgeführt.

G. REICHEL
Gebiet Zellnograd

Klara Karsten arbeitet schon das 28. Jahr als Deutschlehrerin in der Achtklassenschule von Peterfeld, Rayon Bischkul, Gebiet Nordkasachstan. Viele ihrer ehemaligen Schüler sind angesehene Fachleute, arbeiten in den verschiedenen Zweigen unserer Volkswirtschaft.

UNSER BILD: Die Deutschlehrerin Klara Karsten bereitet sich zum Unterricht vor.

Foto: H. Eck

Am 29. März, um 7 Uhr 30 Minuten, findet im Zellnograder Kulturpalast der Eisenbahner namens W. I. Lenin ein Abend in deutscher Sprache statt, gewidmet dem 150. Geburtstag von Karl Marx. Programm des Abends: 1. Referat: „Karl Marx—Führer des Weltproletariats“. 2. Begegnung mit sowjetischen Schriftstellern Kasachstans. 3. Konzert. Alle Leser der „Freundschaft“ und Literaturfreunde werden herzlich eingeladen.

